

„ET LEVVE ES ZORÖCK“

Claudia Irle-Utsch

*Die Oper Köln ist nach 14 Jahren Bauzeit
wiedereröffnet worden – trotz Kostenexplosion
geht der Blick nun nach vorn*

Die Bauzäune sind weg. Der Raum ist da: ein weiter Platz und ein hohes Haus mit offenen Türen und kurzen Wegen in die Nachbarschaft – hinüber zum Schauspielhaus, zum Kleinen Haus mit Restaurant, hinein in die Wunderwelt der Kinderoper, aber auch um die Ecke ins Getümmel der Stadt. Die Oper Köln ist zurück am Offenbachplatz, nach 14 Jahren eines unentwegt verlängerten Interims, einer Zeitspanne, die sich auch auf der Kostenseite ernüchternd niederschlägt. Fast 1,5 Milliarden Euro hat die Renovierung insgesamt gekostet. Eine Summe, hinter der auch die Geschichte fehlgeleiteter Planungen steckt, unliebsamer Überraschungen, eines katastrophalen Sich-Verrennens, des Kaum-weiter-Wissens. Aber auch das schlussendliche Gelingen. Am 24. September kann die Oper Köln im Verbund mit dem Schauspielhaus, der Kinderoper und dem Kleinen Haus mit Restaurant wiedereröffnet werden. Zur Freude der mehr als 1200 Gäste der Gala gesellt sich das Glück der Bühnenwerker, auch wenn ein Aber bleibt.

Denn es hakt in Teilen der Technik. Kurz vor der Eröffnung sagt Opernintendant Hein Mulders in einem Interview, dass es Probleme an allen vier Spielstätten gebe: bei Bühnenpodien, Drehscheibe, Obermaschinerie. Auch die Brandmeldeanlage funktionierte noch nicht zuverlässig. „Kinderkrankheiten“ nennt Jürgen Marc Volm, externer Projektleiter der Sanierung, dieses Holpern und benennt als mögliche Ursache eine Inkongruenz: Installiert worden seien Teile der Technik bereits 2017. Was damals neu war, ist 2026 schon wieder alt.

Es bleibt also erst einmal abenteuerlich und vermutlich kostspielig bei den Bühnen Köln. Dennoch: Ein Anfang ist gemacht. Getragen von einer großen Woge des interessierten Zuspruchs, denn Tausende Menschen ließen sich am Wochenende vor dem „Re-Opening“ einladen, gingen auf Entdeckungstour, feierten mit Musik und sangen mit der kölschen Band Kasalla: *Et Levve es zoröck* ...

Zu lang und zu teuer

Was möglich ist in der am Ende gründlich aufpolierten Oper, davon gab es am stimmig choreografierten Eröffnungsabend köstliche Häppchen. Unter der musikalischen Leitung von Andrés Orozco-Estrada und mit dem Gürzenich-Orchester Köln begeisterten Ensemble, Chor und Opernstudio der Oper Köln, das Ensemble des Schauspiels Kölns, die als Gastsolistin eingeladene Sopranistin Alina Wunderlin (mit atemberaubenden Koloraturen!), das Ensemble vom Schauspiel Köln und die Knaben und Mädchen der Kölner Dommusik. Moderatorin Bettina Böttinger führte durch das Programm, bei dem auch die Wortbeiträge mitten ins Herz des kulturfreudigen Publikums trafen.

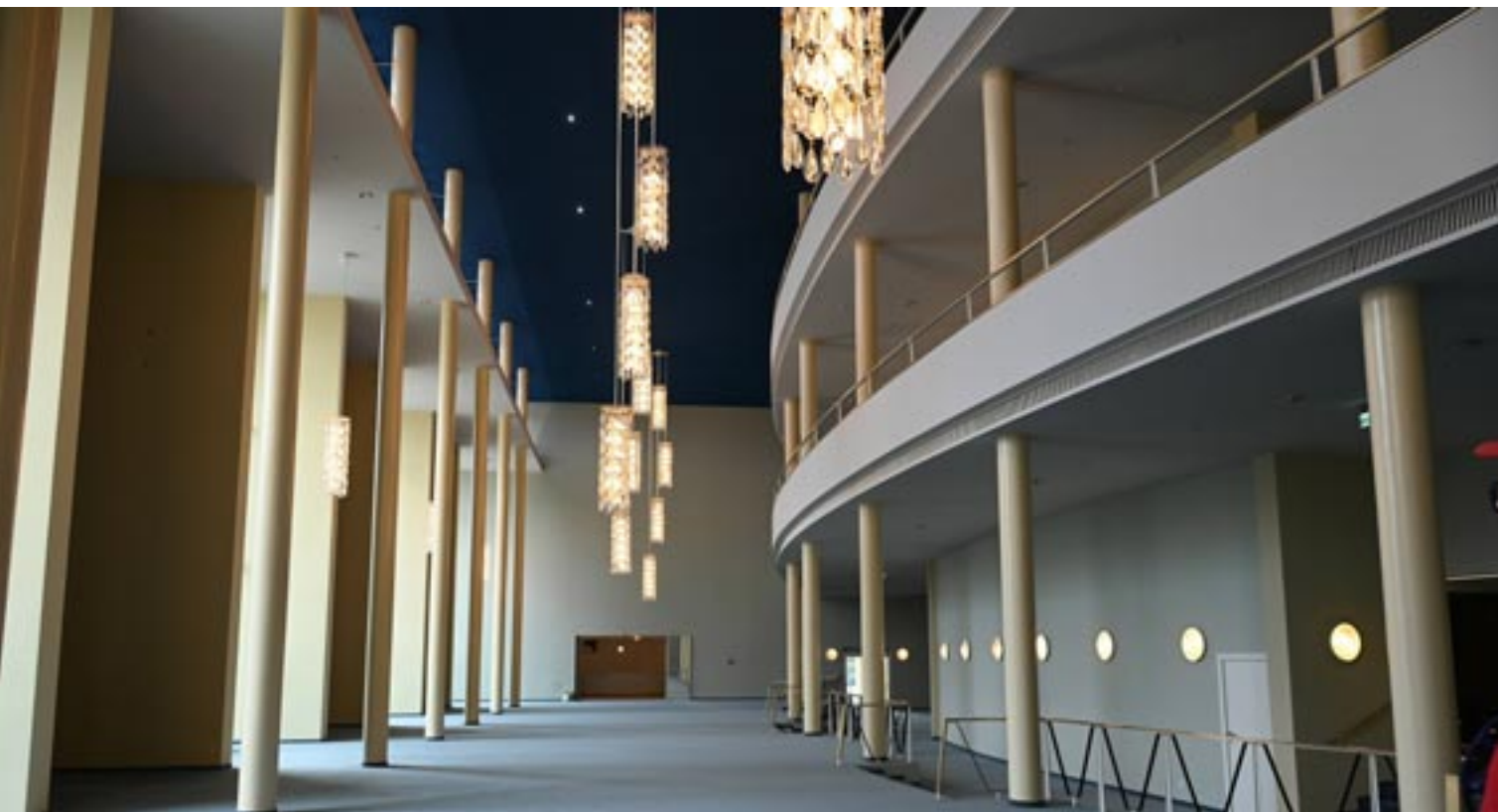
Gleich wer ans Mikrofon trat, schlug den Bogen vom Gestern ins Heute, benannte die Schwierigkeiten, aber viel mehr die Chancen des Künftigen. So entschuldigte sich der Kölner Oberbürgermeister Torsten Burmester „für die Fehler, die gemacht wurden“, und unterstrich, dass jetzt „die Zeit des Gestaltens“ beginne. So bekräftigte NRW-Kulturministerin Ina Brandes, dass 14 Jahre Sanierung viel zu lang und viel zu teuer gewesen seien, doch dass sich die Kultur niemals für Investitionen rechtfertigen sollen müsse. Durchweg galt der Dank den rund 850 Mitarbeitenden, die über die langen Jahre auf der Baustelle geschuftet hatten. Auch sie waren in dieser Opern-Revue sichtbar: drei Männer mit gelben Warnwesten, weißen Helmen, Pausenbrot und der allerletzten Schraube, die am Bühnenrand noch versenkt werden musste.

Gebaute Demokratie

Die Geschichte einer Oper in Köln beginnt im ausgehenden 19. Jahrhundert. Was die Stadtverordneten damals beschließen, wird 1902 manifest in einem stattlich-verschnörkelten Haus an der Ringstraße.

Ein Blick in den frisch restaurierten Zuschauersaal der Oper Köln. Die neu gepolsterten Sitze sorgen materialtechnisch für ausgezeichnete akustische Verhältnisse. Die als „Schlitten“ angeordneten Logen weisen strikt zur Bühne hin





© IMAGO/ Horst Galluscha

Die damals radikal neu gedachte Klarheit der 1950er Jahre wurde wieder zum Strahlen gebracht

Die Bühnentechnik auf damals aktuellstem Stand, die Inszenierungen von Strahlkraft, die mit dem Haus verbundenen Kunstschaffen den illustrieren. Das Gürzenich-Orchester, 1888 schon vertraglich im einstigen Stadttheater verpflichtet, war immer schon auch das Orchester der Oper in Köln.

1943 wird das Opernhaus bei einem Luftangriff schwer beschädigt. Einen Wiederaufbau gibt es nach dem Zweiten Weltkrieg nicht. Köln entscheidet sich für den Neubau einer Oper auf der Trümmerbrache am Offenbachplatz und beauftragt den Kölner Architekten Wilhelm Riphahn (1889–1963) mit der Entwurfsplanung. Es entsteht ein Musiktheater, das in seiner Anlage mit den Werten der jungen Bundesrepublik korrespondiert. Das Demokratische spiegelt sich in dem ebenerdigen Foyer, in den Fenstern mit ihrer Wechselwirkung zwischen innen und außen und auch in der Positionierung der Plätze im Saal, wo es Erste unter Gleichen jedenfalls räumlich nicht geben soll. Auch künstlerisch orientiert sich die Oper an der Moderne, ermöglicht Uraufführungen zeitgenössischer Werke wie *Die Soldaten* von Bernd Alois Zimmermann (1965) oder *Musiktheater* von Mauricio Kagel (1975). Das Schauspiel bezieht 1962 ein eigenständiges Haus, auch hier stammt die Architektur von Wilhelm Riphahn.

Eine wesentliche Zäsur in der Historie wird das Jahr 2012. Im Juni beginnt die Sanierung von Oper und Schauspielhaus. Geplante Fertigstellung: November 2015. Doch bald wird klar, dass dieser Termin nicht gehalten werden kann. Wieder und wieder wird eine Eröffnung verschoben. Ein Grund für das Desaster: Die Bauarbeiten begannen, ohne dass wesentliche Vorabplanungen abgeschlossen waren. Ein anderer: Bei der Vielzahl an beteiligten Firmen und Gewerken griffen die einzelnen Rädchen nicht ineinander. Und oh-

nehin scheint im Nachhinein die ursprüngliche Zeitplanung viel zu optimistisch angegangen worden zu sein. Oper und Schauspiel müssen sich im Provisorium einrichten, auf der „schäl Sick“, der anderen Seite des Rheins. Die Oper spielt im Deutzer Staatenhaus, das Schauspiel im Mülheimer Depot. Die Kosten explodieren. Der Wagemut des Anfangs ist dahin.

Aufbruch und Mut

Dass diese von Pleiten flankierte Bau-Story dennoch ein insgesamt glückliches Ende genommen hat, liegt schließlich auch am Engagement des zuletzt berufenen Projektmanagers Jürgen Marc Volm (in Köln bekannt auch durch seine Arbeit für die Erweiterung des Wallraf-Richartz-Museums). Der Hoffnungsträger liefert. Volm sagt am Abend der Wiedereröffnung, er habe vor allem die Struktur des Projekts verändert, habe neue Verantwortlichkeiten geschaffen und Kommunikationswege optimiert. „Es ging darum, Informationen durchs System zu schleusen. Wir haben so viele Post-its geklebt wie wohl noch nie.“ Dabei sei nicht er allein es gewesen, der das Projekt zum Ziel gebracht habe, sondern „ein tolles Team“.

Remigiusz Otrzonsek, leitender Architekt des Kölner Bauprojekts, erinnert an die Anfänge der Sanierung. Nach der letzten Vorstellung des *Fliegenden Holländers* und nach dem von der damaligen Schauspiel-Chefin Karin Beier inszenierten, ritualisierten Auszug des Theater-Geists seien 2012 die Räume plötzlich leer gewesen. „Dann wird man nachdenklich.“ Die bloße Architektur funktioniere nicht, Gebäude bräuchten Leben. Schicht für Schicht sei dann das zu Schützende ausgebaut und abgetragen worden. Im Rohbau wurde sichtbar, dass in den Nachkriegsjahren eben mit allem gebaut



© IMAGO/Horst Galuschka

Die Erbauer wollten 1957 ein „Opernhaus der Demokratie“ bauen – mit offenem, gleichen Eingang für alle

wurde, dessen man habhaft werden konnte. „Das Haus erzählt Geschichten, wenn man denn zuhört“, so Otrzonsek. Geschichten, die auch von neuen Werten handeln, von Aufbruch und Mut.

Saniert werden sollte und musste nach den Vorgaben des Denkmalschutzes, und zwar das gesamte Ensemble am Offenbachplatz, inklusive der Opernterrassen und inklusive einer Erweiterung des Kulturdenkmals um zwei zusätzliche Spielstätten. Das ehemalige Restaurant der Opernterrassen wird zum Kleinen Haus des Schauspiels umgebaut, und unter dem Dirk-Bach-Platz entsteht eine neue, im doppelten Sinne „goldige“ Kinderoper. „Die Sanierung sollte die architektonische Qualität und Identität dieses Kulturdenkmals bewahren und zugleich die Voraussetzungen für einen zeitgemäßen Kulturbetrieb schaffen“, heißt es in der Projektbeschreibung der HPP Architekten. Und weiter: „Originaloberflächen wurden restauriert, historische Materialien wie Furniere, Naturstein und Rabitzdecken aufbereitet und verloren gegangene Farbkonzepte wiederhergestellt.“ Das Unterfangen ist gelungen. Gut aufgehoben fühlt sich, wer die „alten“ Bühnen kennt und auch, wer sie nun neu entdeckt.

Trauerspiel und Gegengift

„Wir müssen das Haus jetzt laufen lassen“, sagt Hein Mulders, dessen fünfte Spielzeit die erste an jenem Ort ist, für dessen Programmgestaltung er 2022/23 von der Ruhr an den Rhein gewechselt ist. An den Saisonbeginn hat er den *Rosenkavalier* von Richard Strauss gesetzt, startet also mit „einem faszinierenden Spiel von Schein und Sein, von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“, wie er im Verbund mit GMD Orozco-Estrada im Spielzeitbuch schreibt.

Im Schauspiel stand ab Ende September auch eine Komödie über das Trauerspiel im Eigentum an: *In bester Lage*, ein Stück von Kristof Magnusson und Gunnar Klack, mit dem sich Intendant Kay Voges bewusst auf die Kölner Dauerbaustelle bezieht. Der treuen, aber besorgten Zuschauerin, die fürchtete, er werde nun am neuen, schönen Ort womöglich spießig, nahm Voges im Bühnengespräch mit Bettina Böttinger die Sorge: „Wir müssen Theater immer wieder neu denken und bleiben weiterhin kühn und mutig.“

Die Festrede der Eröffnungsgala hielt auf dem Podium der Oper der Hamburger Kultursenator Carsten Brosda, Präsident des Deutschen Bühnenvereins. Was der gebürtige Gelsenkirchener dort skizzierte, war bemerkenswert. Theater sei ein Gegengift in einer Gesellschaft, in der die Empathie verlorengehe. Zuversicht zeige eine Stadt dort, wo auch im Dunkeln das Licht brenne: im Konzerthaus, in der Oper, im Theater. „Wir spüren: Wir sind nicht allein.“ Auf der Bühne lasse sich spielen, wie das Leben auch sein könne – anders eben. Das mache die Kultur zum Fundament des Gemeinwesens. Und so müssten die Städte und Gemeinden entsprechend ausgestattet werden, um ihre kulturhoheitlichen Aufgaben auch wahrnehmen zu können. Es werde in Berlin viel geredet über die deutsche Kulturlandschaft, aber gelebt werde sie in Koblenz, Köln und anderswo.

Dass Projekte wie die Sanierung oder der Neubau von Kulturstätten so oft den finanziellen Rahmen sprengten, sei durchaus hausgemacht und auch ein Ergebnis eines „Dschungels an Regularien“, so Carsten Brosda. „Jede Schraube wird zum Politikum.“ Eine große Rede und großer Applaus.

— www.oper.koeln